

ULRICH ENGEL

## GRUNDSTRUKTUREN DER DEUTSCHEN SPRACHE

*Die Freilegung der Elemente und Strukturen unserer Sprache sind Gegenstand eines Forschungsauftrages, mit dem sich das Mannheimer Institut für deutsche Sprache seit einiger Zeit befaßt. Hierzu berichtet der wissenschaftliche Leiter dieses Projektes nachfolgend über die Gründe, die Ziele und Methoden der Untersuchungen, die sich auch der Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung bedienen. Jeder, der bewußt mit der Sprache umgeht, wird erkennen, daß aus diesen – in dieser Form erstmals betriebenen – Bemühungen ganz neue Erkenntnisse über unsere uns so vertraut scheinende Sprache erwachsen werden.*

Sprache ist das wichtigste Merkmal des Menschen, jenes, das seine Stellung im Kosmos am markantesten begründet. Der Papagei, der abgerichtete Rabe, der Wellensittich sprechen nicht, sie plappern Eingelerntes verständnislos nach. Denn sprechen heißt nicht »mit Lauten reagieren«, heißt auch nicht etwa »durch lautliche Zeichen eine bestimmte und immer dieselbe Wirkung hervorrufen«. Sprechen heißt: Neue Einheiten schaffen können, heißt: Neue Situationen und Probleme mit sprachlichen Mitteln bewältigen. Und diese Fähigkeit eben kennzeichnet den Menschen: Er kann Sätze bilden, die er noch nie gehört hat, und weiß doch ohne weiteres, ob sie richtig oder falsch sind. Und er steht nie erlebten, nie beschriebenen Begebenheiten nicht sprachlos gegenüber. »Der Mensch ist das sprechfähige, das sprechende Lebewesen.« Damit ist das Wesentliche gesagt. Alle weiteren denkbaren Charakterisierungen sind nur Spezifikatio-

nen oder Sublimierungen dieser fundamentalen Menschvorstellung; sie alle wären ohne die Sprache nicht möglich.

Das deutsche Wort *Sprache* ist freilich mehrdeutig. Es meint durchaus nicht nur, wie oben unterstellt, die Fähigkeit, zu sprechen; es meint wenigstens ebensooft Sprache als *Besitz*, als historisch gewordenes und ständig werdendes soziales Objektivgebilde. Und wenn die Fähigkeit zu sprechen als bedeutendstes Merkmal des Menschen herausgestellt wurde, so darf dieses Besitztum *Sprache* mit Fug und Recht als höchstes menschliches Kulturgut angesehen werden. Mit Sprache in diesem zweiten Sinn haben wir es hier vor allem zu tun. Der Mensch könnte demnach auch als »Sprache habende Lebewesen« definiert werden.

Die Beschreibung der Sprache geschieht mit Hilfe der Grammatik. Umgekehrt ist auch das Sprechen jederzeit auf die Grammatik angewiesen: es gibt keinen Sprechakt ohne zugrundeliegende Grammatik. Der Ungebildete, der Analphabet noch beherrscht die Grammatik seiner Muttersprache, denn er bildet ja korrekte (wenngleich oftmals einfache und nicht immer mit den gesetzten Normen übereinstimmende) Sätze. Was also ist Grammatik? Wir verstehen darunter ein umfangreiches und äußerst kompliziertes System von Regeln, nach denen aus vorgegebenen Elementen Einheiten höherer Art (Satzglieder, Sätze, zusammenhängende Rede) gebildet werden können.

Grammatik beherrschen: das heißt freilich noch nicht, sie klar und explizit zu *kennen*. Die ganze Not und Mühsal des Grammatikunterrichts in der Schule rührt im letzten Grunde daher, daß noch kein möglichst einfacher und einleuchtender Weg gefunden wurde, um das, was man ja eigentlich schon »hat«, nämlich »geistig hat« und mithin »weiß«, in die Helle des Bewußtseins zu heben. Diesen noch recht geheimnisvollen psychischen Mechanismus »Grammatik« aufs Papier zu bringen, ihn zum literarischen Gebilde umzuformen, das ist die unabsehbare Aufgabe der Sprachwissenschaft. Sie ist noch nicht gelöst, kaum angefangen.

Es sei ein Beispiel für die Kodifizierung einer Grammatik gegeben. Wir stellen uns eine ganz einfache Sprache vor, die nur über zwei Elemente »a« und »b« verfügt und Einheiten (»Sätze«) nur von der Form

ab, aabb, aaabbb, aaaabbbb usw.

bilden kann. Natürlich handelt es sich hier um eine Kunstsprache. Die natürlichen Sprachen, so unvollkommen sie oft anmuten mögen, bergen doch alle vielfältigere Möglichkeiten. Es wäre höchst schwierig, einfache Botschaften alltäglicher Art in der oben genannten Sprache wiederzugeben, schon weil die Bildung neuer Sätze sehr schnell zu uferlosen Gebilden führen müßte. Das Formationsprinzip dieser Sprache ist einfach, und jeder könnte mühelos unzählige korrekte »Sätze« bilden. Die Grammatik ließe sich etwa in folgende Regeln fassen:

1. Die Grundeinheit ist ab
2. Ersetze, wann immer du willst, ab durch aabb

Die erste Regel ist obligatorisch, die zweite fakultativ. Da Regel Nr. 2 beliebig oft hintereinander angewandt werden kann, ist sie imstande, alle in dieser Sprache möglichen Sätze zu »erzeugen«. Indessen: Von der Fähigkeit, richtige Sätze zu erzeugen, zur Kodifizierung der zugehörigen Grammatik ist ein Schritt, den durchaus nicht jeder vollziehen könnte. Um wieviel schwieriger muß es sein, die adäquate Grammatik einer natürlichen Sprache mit all ihren Komplexitäten und Unregelmäßigkeiten zu schreiben!

Und weiter: Alle Grammatik muß leerer und sinnlos funktionierender Mechanismus bleiben, solange sie nicht auf die *Elemente* der Sprache angewandt wird. Natürliche Sprachen beschränken sich nun allesamt keineswegs auf einen Minimalbestand »a und b« oder auf eine auch nur irgendwie überschaubare Menge. Statt dessen bietet sich eine Fülle kleinster bedeutungstragender Elemente, gemeinhin Wörter genannt, zunächst ohne erkennbare Ordnung dar und will beschrieben werden. Alle bislang unternommenen Versuche, diese Unzahl von Elementen

zu gliedern und nach sprach-immanenten Gesichtspunkten zu ordnen, haben nicht zum Ziel geführt; Erfolge im einzelnen lassen nicht erkennen, wie das Ganze zu bewältigen wäre.

So braucht man nicht nach Gründen zu suchen, warum dieses erlesene Kulturgut *Sprache* noch immer der Erforschung harrt, warum anderthalb Jahrhunderte wissenschaftlicher Bemühungen kaum durch die Oberfläche durchgedrungen sind. Stellenweise gelang es wohl, das blanke Metall freizulegen, aber die meisten und wichtigsten Stellen sind noch mit Rost und Schutt und Moos bedeckt. Es stünde freilich unserer Wissenschaft schlecht an, hätte sie nur vor den immensen Schwierigkeiten kapituliert: eine jahrhundertlange eigentümliche Einengung der Linguistik auf ein ganz bestimmtes Gebiet hat sie von der Lösung der Hauptprobleme abgehalten.

### *Sprachforschung: gestern und heute*

Der große *Jacob Grimm* (1785–1863) ist der Initiator der historischen Sprachforschung, die in den folgenden Jahrzehnten Triumphe feierte. Dieser stark der Romantik verpflichteten Sehweise galt die deutsche Sprache als ein geschichtlich tief geschichtetes Gebilde, dessen früheste Studien am meisten interessierten, während die Sprache der Gegenwart als ein sehr vorläufiges und ephemeres Stadium fast nur beiläufige Beachtung fand. Was man studierte, war ein Gegenstand ohne konkrete Realität, war der Zusammenhang zahlreicher Entwicklungsstufen viel eher als eine dieser Stufen in ihrer aktuellen Ausprägung. Was *Grimm* begonnen hatte, führten von der zweiten Jahrhunderthälfte an die sogenannten Junggrammatiker fort. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, deren man sich dankbar bediente, führten zu einer Vervollkommnung der Methoden, die aber immer auf dasselbe Ziel gerichtet blieben. Das »Deutsche Wörterbuch« der Brüder *Grimm* ist ein *historisches* Wörterbuch, das Wortgeschichte als Bedeutungsgeschichte dar-

stellt. *Jacob Grimms* »Deutsche Grammatik« setzt beim indoeuropäischen Sprachzustand ein, auch *Otto Behaghels* »Deutsche Syntax« geht noch vom gemein-germanischen Sprachzustand aus. Das theoretisch und methodisch grundlegende Werk schrieb gegen Ausgang der junggrammatischen Epoche der Germanist *Hermann Paul*; es trägt den – weniger irreführenden – Titel »Prinzipien der Sprachgeschichte«.

In dieser großen Zeit der abendländischen und vor allem der deutschen Sprachwissenschaft, wo riesige Materialmengen aufgearbeitet und bislang unbekannte Zusammenhänge entdeckt wurden, blieb vor allem zweierlei unbeachtet: Sprache als aktuelles Instrument einer Sprachgemeinschaft und die sprachlichen Inhalte. Kennzeichnend ist, daß die Bemühungen der Junggrammatiker sich immer mehr auf die Gültigkeit der *Lautgesetze* zuspitzten: was man für meßbar, für exakt beobachtbar hielt, galt als legitimer Gegenstand der Forschung.

Die große Wende vollzog sich allmählich, nach verschiedenen Anstößen. Zu Beginn des Jahrhunderts hob *Ferdinand de Saussure* in Genf den Vorrang der synchronischen Sprachbetrachtung hervor: Sprache soll als funktionierendes System beschrieben werden ohne ständigen Hinblick auf historische Vorstufen. In diesem System bedingen sich die Teile gegenseitig; jedes Einzelne ist nur aus dem Ganzen verständlich. Dann erklärte *Leo Weisgerber*, der Begründer der inhaltbezogenen Sprachforschung, die sprachlichen Inhalte zum letzten und eigentlichen Ziel der Forschung; Lautlehre und Morphologie, eben die Gebiete, auf denen schon beachtliche Erfolge erzielt worden waren, sind nach ihm nur Vorhöfe der Linguistik. Die sprachlichen Inhalte finden sich übrigens nicht nur beim Wortschatz, sondern nehmen auch in der Grammatik eine zentrale Stellung ein. Etwa gleichzeitig entstand in Amerika aus der Beschäftigung mit den Indianersprachen ein neuer Zweig der Sprachwissenschaft, der gemeinhin als Strukturalismus bezeichnet wird: der Stammvater *Saussure* ist nicht zu übersehen. Vorwiegend der behavioristi-

schen Psychologie verpflichtet, sah diese Richtung zunächst weitgehend von den Sprachinhalten ab und wandte alle Energie auf die Ausbildung exakter und kontrollierbarer Methoden. *Leonard Bloomfield* (1887–1948), Linguist an der Yale University, steht am Anfang; einer seiner konsequentesten Schüler ist *Zellig S. Harris* (geb. 1909). Seit den fünfziger Jahren griff der Strukturalismus auch auf den Kontinent über, wo unabhängig von den überseeischen Bemühungen der Schweizer *Hans Glinz* bereits einen eigenständigen Strukturalismus begründet hatte, der in besonderem Maße die Eigenart der deutschen Sprache berücksichtigte. Gleichzeitig rückte die Semantik, die Lehre von den sprachlichen Inhalten, immer mehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Und so zeigt sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in Verbindung mit einer Vereinigung der verschiedenen modernen Anstöße, erstmals die Möglichkeit, das zwischenmenschliche Kommunikationsmittel *Sprache* wirklich in den Griff zu bekommen: eine streng synchronische Betrachtung, die allenfalls historische Ausblicke erlaubt, wendet sich nun der Sprache als einem großen System sinnvoll strukturierter Inhalte zu. Damit ist die Bahn endlich freigeräumt: über dem uralten Menschheitsgeheimnis *Sprache* beginnt sich der Schleier zu heben.

Eine Untersuchung des Deutschen hat vernünftigerweise nicht in irgendwelchen Außenbezirken, sondern bei den *Grundstrukturen* zu beginnen. Es muß freilich, angesichts der Fülle linguistischer Einzeluntersuchungen, angesichts auch der unübersehbaren Zahl fertiger Schulgrammatiken, wunder nehmen, daß diese Grundstrukturen noch immer der Erforschung harren. Aber in der Tat: Was weiß unsereiner schon von den Regularitäten seiner Muttersprache? Und wo könnte man diese verzeichnet finden? Da findet man wohl, fein säuberlich aufgereiht, angegeben, wie Genitiv, Dativ, Akkusativ bestimmter »Paradigmata« lauten, vielleicht auch, daß der Akkusativ im Deutschen häufiger vorkomme als der Dativ: aber es fehlen Ver-

zeichnisse sämtlicher deutschen Satztypen, gegründet auf die Art und Zahl der Ergänzungen, die einem Verb zuzuordnen sind. Die neue Duden-Grammatik (2. Auflage 1966) macht da eine rühmliche Ausnahme. Sie bringt eine Tafel der »Grundformen deutscher Sätze«, die zwar gewisser Ergänzungen und Korrekturen bedarf, aber doch einen ermutigenden Durchbruch ins Zentrum bedeutet. Weiter: Warum kann ich im Deutschen sagen: »Gestern ist sie eben unpäßlich gewesen«, aber nicht: »Eben ist sie gestern unpäßlich gewesen«? Die Erklärung findet sich in keiner Grammatik und in keiner Stilistik. Dafür mag man wohl in fortschrittlichen Darstellungen lesen, daß das konjugierte Verb im Aussagesatz die zweite Stelle einnehme, und daß Satzglieder mit höherem Mitteilungswert ans Satzende rücken – richtige und wichtige Regeln zwar, die aber gewiß keinem Ausländer die Bildung korrekter deutscher Sätze ermöglichen, und die auch keinen Deutschen in stand setzen, einem Ausländer zu erklären, wie er korrekt zu reden habe.

Aus solchen Mängeln in den verfügbaren Darstellungen – die Aufzählung ließe sich beliebig vermehren – ergibt sich eine Liste von Erscheinungen, die im Rahmen der Grundstrukturen der deutschen Sprache darzustellen wären.

### *Die deutschen Satzbaupläne*

Die schwierigste Aufgabe dabei ist, aus beliebigen Sätzen nach einem Verfahren, das zur Zeit entwickelt wird, die entbehrlichen Glieder »abzustreichen« und so die eigentlichen Ergänzungen – Glieder also, die den Satz erst »ganz« machen – zu ermitteln. Bei den meisten Sätzen ist das einfach:

*Die Lenkung ist mit wenig mehr als drei Umdrehungen von Anschlag zu Anschlag gerade richtig untersetzt.*

Hier bleibt nach Anwendung des Abstrichverfahrens folgender Kern übrig:

*Die Lenkung ist (gerade) richtig untersetzt.*

Auch die folgende Probe entstammt einer Kraftfahrerzeitschrift:

*Kurz danach gab es einen zweiten starken Aufprall  
Es gab einen Aufprall.*

Durch solche Reduktionen — »abgestrichen« werden meist die »freien« Umstandsangaben — gelangt man zu einer überschaubaren Anzahl von Satzbauplänen. Obwohl die Untersuchungen noch laufen, kann heute schon gesagt werden, daß die Gesamtzahl der deutschen Satzbaupläne weniger als 30 beträgt. Am häufigsten ist der einfache Akkusativsatz:

*Die Regierung braucht diplomatische Unterstützung*  
mit der Nebenform

*Die Kinder haben Langeweile*

(diese Nebenform kann kein Passiv bilden). — Häufig sind auch der ergänzungslose Satz:

*Saudiarabien wartet ab*

sowie der einfache Umstandssatz:

*Becker sitzt in Kairo*

und der Satz mit Artangabe:

*Der Aufprall war heftig.*

Fast jedem einfachen Satzbauplan steht ein entsprechender akkusativischer Plan gegenüber:

*Die Suppe ist warm*

*Die Mutter macht die Suppe warm.*

Dadurch ergibt sich eine fast durchgehende Zweiteilung des Systems der Satzbaupläne.

Die Verhältnisse im einzelnen sind freilich nicht ganz so einfach, wie es diese systematische Skizze vermuten läßt. So kann zu dem Satz

*Karl ist tot*

kein entsprechender Akkusativsatz gebildet werden (*Sie töten Karl*: das ist schon eine weitergehende Umwandlung, die sich nicht ohne weiteres in das System einordnen läßt). Und in den meisten Sätzen lassen sich die Ergänzungen nicht beliebig ersetzen. Man kann wohl sagen:



*Die Suppe ist warm*

aber nicht:

*Die Suppe ist fremd*

und noch weniger

*Die Suppe ist erpicht.*

So erweisen sich die Satzbaupläne als grammatische Muster, die nicht beliebig transformierbar sind, und deren lexikalische Füllung auf enge Grenzen stößt. Diese Bedingungen können nur an ausgedehnten Texten untersucht werden. Es werden sich daraus detailliertere Muster von Kombinationsmöglichkeiten ergeben sowie umfangreiche Listen von Verben mit ihren möglichen Ergänzungen. Deutsche Wörterbücher werden künftig ohne solche Listen nicht mehr auskommen.

### *Formen des Verbs und ihre Funktionen*

Auch über die verschiedenen Formen des deutschen Verbs und ihre jeweiligen Funktionen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Noch geistern Bezeichnungen wie »Gegenwart«, »Vergangenheit«, »Zukunft« durch unsere Schulstuben, als ob in dem Satz

*Morgen fliegt Nasser nach Damaskus*

keine »Zukunft« vorläge und keine »Vergangenheit« in dem Satz

*Cäsar schiebt alle Bedenken vom Tisch.*

Das Ineinander von Tempusformen, Zeitadverbien und weiterem Kontext ist viel komplizierter, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, und noch vieles ist hier zu klären.

Ähnliche Verwirrung stiftet die unheilvolle Bezeichnung »Leideform« für das Passiv. Wenn es im Kochbuch heißt:

*Drei Eier werden mit Zucker schaumig gerührt,*

oder wenn ein Schild im Schaufenster einer italienischen Kleinstadt verkündet:

*Hier wird deutsch gesprochen*

– nun: wer *leidet* denn hier? – Andererseits heißt es oft fast gleichbedeutend: »Man spricht deutsch«, und ähnlich kann zu vielen Passivsätzen eine inhaltlich verwandte »man«-Form gebildet werden. Solche Bedeutungsverwandschaft vermag über die Eigenart des Passivs mehr auszusagen als irreführende Termini.

### Die Wortstellung

Der Satz

*Karl läßt einen Strauß Blumen aufs Fensterbrett stellen*  
läßt sich ohne weiteres folgendermaßen umstellen:

*Karl läßt aufs Fensterbrett einen Strauß Blumen stellen.*

Aber der ganz entsprechend gebaute Satz

*Der Diktator ließ die Verschwörer an die Wand stellen*  
erlaubt nicht die Umstellung in:

*Der Diktator ließ an die Wand die Verschwörer stellen.*

Nun weiß zwar jeder Sprachteilhaber, daß im zweiten Fall eine »feste Wendung« vorliegt, im ersten Falle hingegen nicht. Aber es gibt sehr verschiedene Grade fester Wendungen: »die Verschwörer« sind noch beliebig austauschbar (»die Attentäter«, »die Fremden«, »die Mestizen«, »die Musikanten«). Hingegen läßt sich in dem Satz

*Du malst schon wieder den Teufel an die Wand*

das Akkusativobjekt nicht mehr austauschen. Ferner kann das Wörtchen »schon« in dem Satz

*Dieses Spiel ist schon verloren*

die Erststelle besetzen:

*Schon ist dieses Spiel verloren.*

Der gleiche Vorgang ist jedoch bei dem Satz

*Er wird schon wiederkommen*

nicht möglich. Und ähnlich eigenwillig verhalten sich zwei scheinbar völlig übereinstimmend gebaute Sätze:

*Er hat seinen Bogen rasch geschnitzt*

*Er hat die Suppe warm serviert.*

Die Umstellung

*Er hat rasch seinen Bogen geschnitzt*

läßt sich im zweiten Satz nicht vornehmen (unmöglich: »Er hat warm die Suppe serviert«).

Welche Regeln sind hier im Spiel? Man findet sie in keiner Grammatik, und sie können bislang nicht gelehrt werden. Doch gibt es diese Regeln offenbar, und jeder Deutschsprachige beherrscht sie. Aufs Ganze gesehen, ist der Bereich der deutschen Wortstellung zum größten Teil noch Terra incognita. Man kennt die Küstenlinien, den Verlauf der Haupterhebungen: die Gliederung im einzelnen ist noch fast völlig unerforscht.

### *Der Aufbau der Wortgruppen*

Auch der Aufbau der Wortgruppen bietet noch zahlreiche Probleme. Neben dem

*Hut des Vaters*

gibt es *(des) Vaters Hut,*

aber der »*Hut für den Vater*« läßt sich nicht entsprechend umformen. Es gibt Beifügungen, die auch als selbständige Glieder an der ersten Stelle im Satz erscheinen können:

*Der Kampf um die Meerenge geht weiter*

*Um die Meerenge ist immer noch ein harter Kampf im Gange.*

Bei anderen Beifügungen (*Der Kampf des Dogen; der harte Kampf*) ist das nicht unmöglich. Es gibt ferner Beifügungen mit »für«, die als Dativ erscheinen können:

*Ich baue ein Häuschen für meine Mutter*

*Ich baue meiner Mutter ein Häuschen.*

Dagegen kann man den Satz halten:

*Wir bauen neue Straßen für den Schnellverkehr –*  
hier läßt sich natürlich kein Dativ einsetzen.

Auch die Adjektive zeigen spezifisches Verhalten. Manche brauchen immer eine Beifügung:

*erpicht auf etwas*

Andere kommen mit oder ohne Beifügung vor:

*eifersüchtig (auf . . .)*

Oft ändert sich dabei das Verb: man sagt

*er ist aufmerksam,*

aber *er wird auf etwas aufmerksam.*

Eine Reihe von Adjektiven schließlich kommt in der Regel nur allein vor: *alt, jung, frisch* u. a.

Über all dies findet man zwar vereinzelt Hinweise an verschiedenen Orten, aber die zusammenhängende Darstellung der Wortgruppen und ihres Aufbaues steht noch aus.

### *Die Wortbildung*

Dasselbe gilt auch für eine eng verwandte Erscheinung: die Wortbildung. Auch hier haben wir es zweifellos mit Syntax, nämlich mit dem Zusammenfügen von Elementen nach grammatischen Regeln zu tun. Was allerdings die meisten unserer Grammatiken unter dem Stichwort »Wortbildung« bieten, ist wiederum krauses Durcheinander diachronischer und synchronischer Beobachtungen. Es mag sicher in gewissem Zusammenhang interessant sein, festzustellen, »wie die Alten das Wort gebildet«, wie sie etwa mit einer Fülle von Ableitungssuffixen (*-schaft* beim Substantiv, *-sam* beim Adjektiv, *-igen* beim Verb, um nur für jede Hauptwortart ein Beispiel zu nennen) neue Wörter schufen, die nun längst ins Lexikon eingegangen sind. Für das gegenwärtige Verfahren ist das freilich gänzlich irrelevant. Man sollte sich vielmehr darauf beschränken, darzulegen, wie *heute* Wörter gebildet werden können (oder mindestens sollte man »lebendige« und »erstarrte« Bildungsweisen scharf trennen).

Es wäre ein Irrtum zu glauben, dieses Geschäft wäre schnell besorgt. Unser heutiges Deutsch strotzt vor Leben; es bietet vielfältige Möglichkeiten der Neubildung. Hinsichtlich der *Substantive* braucht man nur auf das ungemein produktive Suffix »-er« hinzuweisen, mit dem Tag für Tag neue Ableitungen geschaffen werden. Der »Münzer« (Münz-Tankautomat) ist eines der jüngsten Exemplare dieser Gattung; es hat sich mit Windeseile ausgebreitet und findet sich bereits auf zahlreichen Hinweisschildern an Tankstellen. Der Zwang zu möglichst knapper, übersichtlicher Ausdrucksweise, wie er nicht zuletzt im Verkehrswesen wirksam ist, begünstigt das Entstehen neuartiger maskuliner Wurzelbildungen: auf der Autobahn scheint der »Abzweig« die alte »Abzweigung« allmählich zu verdrängen. — Viele alte *Adjektive* werden durch Zusammensetzung mit Nominal- oder Verbalstämmen zusehends zu Suffixen umgewertet: Hemden sind »bügelfrei« und »kochfest«; Benzin wird als »klopfest«, ein Motor als »vollgasfest« angepriesen; Spülmittel sind »hautfreundlich«. Diese Bildungsweisen sind nicht ganz neuartig. Auffallend ist aber ihre schnelle, geradezu modische Ausbreitung. Man mag solche Erscheinungen mißbilligen, weil das Verhältnis der Kompositionsglieder oft unklar bleibt; man mag sie unschön, überflüssig finden: sie sind doch vorhanden, sind offenbar beliebt, und wer den Strukturen der deutschen Sprache nachgeht, hat sie zu registrieren. — Auf dem Gebiet der *Verben* sind namentlich die Präfixbildungen von Belang, allen voran »be-«: Ableitungen wie »berenten«, »beschallen« sind bestimmt nichts Erfreuliches, aber sie zeigen doch ein System, das funktioniert, zeigen (wenngleich als Extrem) aktuelle und im Grunde nützliche Möglichkeiten des Deutschen. Übrigens drängen, vermutlich unter angelsächsischem Einfluß, auch im Verbalbereich gewisse Wurzelbildungen vor. Zu dem alten »jazzen«, das schon seit den dreißiger Jahren bekannt ist, trat rund zwei Jahrzehnte später das »hotten« und im Bereich der maschinellen Datenverarbeitung neuerdings etwa »dispatchen«, frei-

lich nur mündlich. Schon literarisch ist hingegen, wenn auch nur auf bestimmter Stilebene, das transitive »jetten« (= jemanden mit einem Düsenflugzeug (jet) irgendwohin transportieren). Verraten diese Bildungen allzu deutlich ihre fremde Herkunft und können sie sich deshalb schwerlich lange Zeit oder allenfalls in engem Fachbereich halten, so gibt es doch auch gut deutsche Gegenstücke: »milchen« soll die Raumpflegerin ihre Böden mit einem weißlichen, flüssigen Mittel; »laken« wird man einen beschädigten Kotflügel (neben älterem »lackieren«). Und sehr mühelos werden von Substantivkomposita Verben abgeleitet und auch konjugiert gebraucht: »Hast du schon schaumgebadet?«

Bewußt werden hier Randerscheinungen vorgeführt, Auswüchse, wenn man will: der Sprachforscher hat nicht zu loben oder zu tadeln, sondern vorbehaltlos darzulegen, was ist oder sein kann. Und diese äußersten Möglichkeiten unserer Gegenwartssprache sind gewissermaßen Pflöcke, die das Feld geregelter und geordneter Pflanzung abgrenzen; um die Zaunpfähle ist immer Wildwuchs.

### *Gliederung des Wortschatzes*

Unter die Grundstrukturen einer Sprache fällt auch die Gliederung ihres Wortschatzes. Da ist freilich, so sollte man meinen, die Hauptarbeit schon geleistet. Denn gibt es nicht eine große Zahl von Wörterbüchern der deutschen Sprache? Und erfüllen sie nicht alle Wünsche?

Das Gegenteil ist richtig. Zwar ist die alphabetische Anordnung nützlich, um Gesuchtes leicht verfügbar zu halten: wer nach der korrekten Schreibweise eines Wortes, nach seinen flexivischen Abwandlungsmöglichkeiten fragt, erhält hier schnelle Antwort. Und trotzdem ist diese Anordnung – sieht man vom Gesichtspunkt der Nützlichkeit ab – gänzlich willkürlich, so willkürlich wie die Reihenfolge der Buchstaben im

Alphabet. Daß A der erste, Z der letzte Buchstabe ist, beruht auf Konvention; es ist nicht der Eigenart der Sprache abgelauscht.

Die Fragwürdigkeit alphabetischer Ordnung zeigt sich schon darin, daß man verwandte Wörter an verschiedenen Stellen zu suchen hat: »Gang« und »gehen«, »sehen« und »Gesicht«, »Zauber« und »entzaubern« usw. Man ist deshalb auf den Ausweg verfallen, die Wörter nach ihrer Verwandtschaft anzuordnen. Aber dabei gerät man schnell in Schwierigkeiten: steht der »Gang« (= Korridor) wirklich noch fühlbar mit »gehen« im Zusammenhang? Noch unsicherer wird der Boden, wenn man sich entscheiden soll, ob »Dach« und »decken«, »Heft« und »haften«, »Wand« und »winden« zusammengestellt werden sollen. Alle diese Wortpaare gehen auf eine gemeinsame Wurzel zurück, die allerdings heute nicht mehr bewußt ist: wir sind wiederum in Gefahr, eine synchronische Darstellung mit diachronischen Tatsachen zu durchsetzen.

Neuere Versuche gehen vom Begriff des *Wortfeldes* aus. Unser ganzer Wortschatz, so glauben viele Forscher, ist nach Sinnbezirken geordnet, die sich so zu »Feldern« zusammenfügen, daß jedes Element seinen Feldnachbarn mitbedingt und das einzelne Wort letzten Endes nur durch die Beziehungen zu den verschiedenen Feldnachbarn definiert ist. Zahlreiche Wortfelder sind inzwischen untersucht worden: der Verstand, der Verstoß, die Verwandtschaftsbezeichnungen und immer wieder die Farbwörter. Auch eine Modifizierung des Feldbegriffs ist früh notwendig geworden: die alte flächenhafte Vorstellung hat sich als unzureichend erwiesen, das Wort »feld« ist ein mehrdimensionales Gebilde.

Von den Wortfeldforschern wird immer wieder mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß man es keinesfalls, so sehr es auch den Anschein haben mag, mit Sachbereichen zu tun habe. Sachbereiche sind vorsprachlich, sind aus empirischer Anschauung gewonnen und daher von den Einzelsprachen unabhängig. Wäre die Sprache in strenger Parallelität zur äußeren Natur

aufgebaut, so könnte man zum Beispiel nicht erklären, warum das Lateinische für unser Blau fünf verschiedene Bezeichnungen hat (das hat einige Experten in solche Verwirrung versetzt, daß sie allen Ernstes die These vertraten, die alten Römer seien blaublind gewesen), oder warum es in der Sprache der Eskimos zahlreiche Bezeichnungen für die verschiedenen Erscheinungsformen des Eises gibt, während der Oberbegriff »Eis« fehlt. Es ist ganz offensichtlich, daß die Sprachen ihren Wortschatz sehr souverän strukturieren, und die Wissenschaft hat diese Strukturen herauszuarbeiten. Allerdings besteht – so sehr die Innenstruktur der Wortfelder eigengesetzlich und »willkürlich« erscheint – doch der Verdacht, daß die Gliederung des Gesamtwortschatzes in Wortfelder nicht ganz frei von »sachlichen« Gliederungen vorgenommen werde. Auf die Frage, was denn nun ein Wortfeld schlechthin sei und wie seine Grenzen zu erkennen seien, ist noch keine bündige und restlos befriedigende Antwort gegeben worden. Alle bisher bearbeiteten Wortfelder lassen sich auch als Sachbereiche definieren. Das unbehagliche Gefühl dränge sich auf, man habe es vielleicht bei den Wortfeldern doch nicht mit rein sprachlichen Phänomenen zu tun.

Deshalb sehen in jüngster Zeit einige Forscher davon ab, die Wörter nach Sinnbereichen in Wortfelder zusammenzustellen. Dadurch geht man diversen Schwierigkeiten aus dem Wege (wie weit reicht der Sinnbezirk der »Verwandtschaft«? Gehört neben dem Onkel auch der Patenonkel dazu? Und wenn ja: auch der »Onkel«, der gar keiner ist, sondern bloß ein Freund des Vaters?). Statt dessen untersucht man vorurteilslos, an umfangreichen Texten und mit Austauschproben, in welchem Kontext die einzelnen Wörter vorkommen. Von der Sonne etwa weiß man, daß sie als Subjekt nur eine beschränkte Anzahl von Verben zu sich nehmen kann (aufgehen, untergehen, scheinen, sich verdüstern u. ä.). Lebewesen hingegen können sich im allgemeinen viel freier verbinden. Umgekehrt kann man etwa fragen, welche Art von Objekten ein Verb



zu sich nehmen kann, ob das Objekt durch einen Nebensatz vertreten werden kann (»Er weiß es«. »Er weiß, daß du es getan hast« usw.). Auf diese Art bilden sich Zuordnungsfelder (Kombinationsfelder) um jedes Einzelwort, Felder, die sich beschreiben und durch Abstrahierung wieder höheren Einheiten einordnen lassen. Das alles erfordert ungeheure Arbeit. Es scheint aber der einzige Weg zu sein, um überhaupt zu einer angemessenen wissenschaftlichen Darstellung unseres Wortschatzes zu gelangen.

### *Das »Wie« der Sprachforschung*

Auch die Frage nach den Methoden, die zur Erforschung der Grundstrukturen der deutschen Sprache anzuwenden sind, muß gestellt werden.

Es gilt zunächst: Vorsicht mit dem Sprachgefühl! Mißtrauen ist angebracht gegenüber allem, was man ohnehin schon weiß (oder zu wissen glaubt), was sich von selbst versteht, oder gar: was sich gehört. Dies vor allem ist gefährlich: wer sich um sprachliche Wirklichkeit kümmert, der hat nicht zu raten, zu empfehlen oder zu tadeln, der hat keine Normen zu setzen und keine »Wege zu gutem Deutsch« zu weisen. Dafür gibt es stilistische Handbücher; dafür gibt es eine stattliche Reihe von Dudenbänden, wertvolle Ratgeber in Zweifelsfällen. Wir aber haben Rat zu suchen einzig bei der Sprache selbst.

Bei welcher Sprache? Wiederum muß man sich hüten, ein Wunschbild für die Realität zu nehmen. Deutsch schreiben ja nicht nur unsere großen Schriftsteller (und wer sagt uns, wo die großen Schriftsteller heute zu finden sind?). Deutsch ist ja letzten Endes alles, was gelesen wird und so in der Breite wieder, wenn auch nur in beschränktem Ausmaß, sprachbildend wirkt. Darum haben wir nicht nur bei Böll und Enzensberger, Frisch und Johnson zu suchen: wir müssen auch die Groschenromane befragen. Deutsch von heute finden wir ferner nicht nur in den überregionalen Tageszeitungen, sondern ebenso in den

Provinzblättern (und da wieder auch im Sport- und im Lokalteil), nicht zuletzt aber in den Boulevardzeitungen. Und nachdem festgestellt wurde, daß auch die Wissenschaft – Medizin, Technik, Physik vor allem – sich in populären Darstellungen immer weitere Leserschichten erobert, dürfen auch diese Bereiche nicht ausgeschlossen werden. So entsteht auf Grund sorgsamer Überlegungen ein repräsentatives Korpus der deutschen Gegenwartssprache. Es muß mangelhaft bleiben wie jede Auswahl. Wichtig ist nur, daß es für das Ganze stehen kann, daß der Teil ein brauchbares Abbild des Ganzen liefert.

Deutsch wird freilich nicht nur geschrieben: auch die *gesprochene* Sprache muß berücksichtigt werden. Die Grundstrukturen mögen in geschriebenem und gesprochenem Deutsch dieselben sein oder nicht: das muß die Untersuchung lehren. Vor allem fehlt geschriebenem Deutsch ein wichtiges Element: die Akzentgebung und die Sprechmelodie. Wer aber Deutsch lernt, will nicht nur richtig lesen und schreiben, sondern auch gut – »akzentfrei« – sprechen können. Dabei ist es allerdings nicht erforderlich, das ganze reiche Kaleidoskop der deutschen Mundarten einzubeziehen; es genügt, die alltäglich zwanglose Sprache der Gebildeten zu untersuchen, soweit sie von mundartlichen Einschlägen frei ist. Ein Tonbandarchiv gesprochener Texte muß daher dem Korpus geschriebener Sprache zur Seite gestellt werden.

Dann kann der herrschende Sprachgebrauch durch *Zählungen* ermittelt werden. Man soll – das sei ausdrücklich betont – die Statistik auch in der Sprachwissenschaft nicht zu gering achten. Allzulange und allzuoft wurden in autoritativer Form Urteile verbreitet, was in deutscher Sprache üblich, beliebt, in modischer Zunahme oder im Aussterben begriffen sei usw.; allzuvieles davon hielt der Überprüfung nicht stand. Darum ist es besser, auch hierin den Standpunkt einzunehmen, daß wir im voraus gar nichts wissen. Seit uns die elektronischen Rechenmaschinen die Möglichkeit bieten, fast unbegrenzte Daten-

mengen in kürzester Zeit zu bearbeiten, können wir auch Fragen angehen, deren Lösung früher einfach an den Grenzen menschlicher Schaffenskraft gescheitert ist. Eigene Einfälle freilich hat der Computer nicht; neue wissenschaftliche Erkenntnisse kann er uns unmittelbar nicht liefern. Er ist ein Idiot mit einem riesigen Gedächtnis und einem unvorstellbar schnell arbeitenden Gehirn. Alle Denkbahnen müssen ihm in primitiver Weise vorgezeichnet werden. Hat aber der Mensch ihm in solcher Weise die Probleme vor-gedacht, so kann der Computer als sein eifriger Gehilfe Großes leisten. Durch Ermittlung der Worthäufigkeiten und der Kombinatorik bestimmter Worttypen wurde der Dichter der »Nachtwachen des Bona-ventura«, jener geheimnisvolle und viel diskutierte Roman-tiker, mit einiger Sicherheit identifiziert. Auch die *Shakespeare-Frage* scheint ihrer Lösung ein Stück näher gekommen zu sein. Und daß die Grundstrukturen einer Sprache nicht im stillen Kämmerlein und im Kopfe eines Gelehrten allein erarbeitet werden können, daß diesem Ziel vielmehr alle modernen Methoden dienstbar gemacht werden müssen, bedarf keiner Begründung mehr.

Im Zusammenhang mit statistischer Linguistik und maschi-neller Datenverarbeitung ist auch immer wieder von der *Ma-thematisierung der Sprachwissenschaft* die Rede. Verwirrung und Empörung wird laut, wenn Sätze unserer ehrwürdigen deutschen Sprache in Formeln umgesetzt werden. Und doch wird über die Struktur eines Satzes mehr und Kompakteres gesagt, wenn er sukzessive formalisiert wird, als wenn er in her-kömmlichem Deutsch langatmig mehr illustriert als erklärt wird.

In welcher Form einer freilich hinterher die Ergebnisse seiner Arbeit der Leserschaft vorlegt, ist eine andere Frage. Neben dem Geschmack des Autors wird auch die Überlegung eine Rolle spielen, welche Leserkreise er ansprechen will. Es bleibt dennoch festzuhalten, daß der immer noch verbreitete Hoch-mut gegenüber der Formalisierung sprachlicher Fakten unge-

rechtfertigt ist. Wer nicht formalisieren *kann*, der ist mit seiner Analyse im Vorhof stecken geblieben. Ein Argument sollte dabei ganz aus dem Spiel bleiben: daß die Gemeinverständlichkeit eingeschränkt werde, ist kein stichhaltiger Grund gegen eine bestimmte Darstellungsweise. Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir sind mir deshalb nicht weniger gegenwärtig, weil ich vielleicht des *Kopernikus* Buch »De Revolutionibus Orbium Coelestium« oder *Kants* »Kritik der praktischen Vernunft« nicht zu lesen vermag. Nur in der Sprachwissenschaft – weil Sprache eben jeder »hat« – glaubt jeder, mitreden zu können. Dabei ist gewiß gegen populäre Darstellungen sprachlicher Fakten und Probleme so wenig einzuwenden wie in anderen Wissenschaften. Aber das bedeutet eben nicht, daß die linguistische Wissenschaft jedem unmittelbar zugänglich wäre, bloß weil er lesen und schreiben kann.

### *Wozu das alles?*

Keine wissenschaftliche Untersuchung darf dem à quoi bon ausweichen. Hier ist freilich, wer die Grundstrukturen der deutschen Sprache untersucht, in einer recht günstigen Lage. Schon der Umstand, daß Sprachpädagogen, die Ausländern Deutsch beibringen müssen, seit Jahren solche Untersuchungen fordern, könnte eine ausreichende Rechtfertigung sein. Hinzu kommt, daß sämtliche im groben gleichgerichteten Versuche, die bisher unternommen wurden – für das Deutsche unter dem Namen »Grunddeutsch« und anderen Bezeichnungen, für das Englische als »Basic English«, für das Französische als »Français Fondamental« –, sich, bei zum Teil angreifbaren Methoden, auf Wortschatzzählungen beschränken. Das hier skizzierte Unternehmen wird sehr erhebliche Lücken in der deutschen Grammatik schließen und auch den Wörterbüchern eine wesentlich systematischere Form geben. Der interessierte Leser möge noch ein halbes Jahrzehnt zuwarten.